

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Am toten See.

Roman von Robert Kohlrausch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wenige Minuten vor halb zehn Uhr traf der Staatsanwalt von Sieglitz in Begleitung seines Protokollführers, des eleganten Referendars Widulkind, auf Linzin ein. Während ihr Wagen in den Hof einfuhr, kam Breitenbach von der anderen Seite zu Pferd im Galopp heran und begrüßte die Gerichtsherren, mit laßtvollem Geschicklichkeit absteigend. Ein Lächeln war auf seinem Gesichte, der Anschein heiterer Frische in seinem Wesen.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, daß ich mich beinahe verspätet habe; gerade im Augenblick haben wir eilige Arbeit, ich mußte gleich nach dem Frühstück zum Borwert hinaus.“

„Nun, Sie sind ja pünktlich zur Stelle, Herr von Breitenbach,“ sagte der Staatsanwalt, der mit rückwärts gebeugtem Kopfe nach den Tauben zu spähen schien, die aufgeschweht in der Luft umherflogen. „Vor allem gratuliere ich Ihnen, daß der Saurke jetzt in unseren Händen ist, der Ihnen nach dem Leben getrachtet hat.“

Breitenbach lachte. „Ach, meinnetwegen hätte der Kerl sich seiner Freiheit noch weiter freuen können. Furcht ist ein Gefühl, das ich nicht kenne.“

Stolz aufgerichtet stand er einen Augenblick da, ein Bild von Kraft und Gesundheit, um dann dem Stallknechte, dem er die Zügel seines Pferdes zugeworfen hatte, zuzurufen: „Der Gaul soll gefattelt bleiben; ich reite vielleicht noch nachher, — vorausgesetzt, daß die Vernehmung nicht zu lange dauert.“ Er fügte die letzten Worte mit höflicher Wendung nach dem Staatsanwalt hinzu, der entgegnete: „Ich denke, wir werden kaum lange zu tun haben. Der Kerl ist ja geständig, in Bezug auf das gegen Sie verübte Verbrechen wenigstens. Die Hauptsache wird sein, ihm auch die Tat in Garchim nachzuweisen.“

„Hoffentlich glückt es Ihnen,“ sagte Breitenbach mit unverändert heiterem Ausdruck im Gesicht und nötigte die Herren zum Eintreten, die sich unter seiner Führung in das nach der Terrasse hinaus liegende Arbeitszimmer begaben. Hier wurden die bereits genau untersuchten Vorgänge bei dem gegen Breitenbach verübten Attentat noch einmal rekapituliert; dann sagte der Staatsanwalt: „Ich werde nun zunächst den Verhafteten vernehmen. Sie halten sich wohl freundlichst zu Hause, daß ich Sie kann rufen lassen, wenn eine Konfrontierung mit Ihnen notwendig ist.“

Stumm und leicht sich verneigend, verließ Breitenbach das Zimmer. Kurz darauf brachten die beiden Gendarmen den Gefangenen herein. Er war wohl kaum dreißig Jahre alt, aber nur noch die traurige Ruine eines Menschen. Sein ehemals bartloses, jetzt unrasiertes Gesicht war von schmutziggrauer Farbe, seine Glieder steckten in einem ab-

getragenen, an verschiedenen Stellen zerrissenen Anzuge. Weil er taumelte und beinahe zu Boden gestürzt wäre, als die Gendarmen ihn freigaben, gestattete der Staatsanwalt, ihm einen Stuhl zu reichen, auf den er halbbohnmächtig, hustend und röchelnd niedersank. Als er zu reden begann, geschah es mit bayerischem Dialekt, der aber — wohl durch langen Aufenthalt unter anders redenden Menschen — schon einigermaßen abgeschliffen war.

„Wenn der Herr Staatsanwalt die Gnade haben möchten, es kurz zu machen. Ich bin halt sehr krank und werd's nicht lange mehr machen. Ich hab's ja auch schon g'stand'n —“

„Es wird von Ihnen abhängen, wie lange die Vernehmung dauert. Wenn Sie keine Schwierigkeiten machen, wird sie rasch erledigt sein. Zunächst also die Personalien. Wie heißen Sie? Wann und wo sind Sie geboren?“

„In Passau, im Jahre 1880. Xaver Höhenleitner ist mein Name. Mein Vater war Schreiner, aber die G'schäfte sind halt schlecht 'gangen. Als Kind schon hab ich's Hungern g'lernt.“

„Haben Sie auch den Beruf Ihres Vaters ergriffen?“

„Zuerst freilich. Aber beim Militär, da haben's mich zurechtgestutzt. Ich bin Diener g'worden bei einem der Herren Offizier'. Und hinterher hab ich dann auch eine Stell' als Diener bekommen.“ Er sprach offenbar mit großer Anstrengung und hielt seine linke Hand auf die Brust gepreßt, als wenn er dort Schmerzen hätte.

„Wo waren Sie in Stellung und bei wem?“

Ein grimmiges, grausames Lächeln flog über das graue Gesicht. Der Kopf bewegte sich mit einer deutenden Bewegung. „Bei ihm!“

„Wollten Sie sagen: Bei Herrn von Breitenbach?“

„Ja, bei ihm!“

„Wo war das?“

„Auf seinem Gut bei Augsburg.“

„Waren Sie lange dort?“

„Etwas über ein Jahr.“

„Dann wurden Sie entlassen?“

„Nein, freiwillig bin ich 'gangen.“

„Glaubten Sie Grund zu haben, mit Ihrer Stellung unzufrieden zu sein? Hatten Sie einen Haß auf Herrn von Breitenbach?“

„Damals noch nicht.“

„Was soll das heißen? Sind Sie später noch weiteren mit ihm zusammengelommen?“

„Einmal nur, bis zu dem Abend, wo ich hier auf ihn g'schossen hab.“

„Erzählen Sie mir alles geordnet in Ruhe. Regen Sie sich nicht auf. Sagen Sie mir zunächst, wohin Sie gegangen sind, nachdem Sie die Stellung bei Herrn von Breitenbach verlassen hatten.“

„Damals bin ich nach Amerika 'gangen.“

„So? Hatten Sie einen Anlaß, Deutschland zu ver-

lassen? Hatten Sie sich schon so viel Geld erspart, um die Reise machen zu können?"

„Nein — das nicht. Erspart hab ich mir das Geld dafür nicht g'habt.“

„Woher haben Sie es dann bekommen?“

Der Verhaftete schwieg einen Augenblick und preßte seine Hand noch fester auf die Brust, um dann widerstrebend zu sagen: „Das Geld hat mir halt der Herr von Breitenbach gegeben.“

„Da hätten Sie doch allen Grund, ihm dankbar zu sein.“

Der Kranke bewegte seinen Körper hin und her, wie von heftigen Schmerzen gepeinigt. „Ich tät schön bitten, Herr Staatsanwalt, lassen's die alten Geschichten ruhen. Es ist eine Sach' zwischen mir und dem Herrn von Breitenbach, und 's regt mich halt so furchtbar auf und macht mich noch kränker, als wie ich's ohnedem schon bin, wenn ich das alles hier sagen soll. Ich hab ja doch schon g'stand'n, Herr Staatsanwalt.“

Einem Augenblick überlegte Herr v. Sieglitz, um dann mit herablassender Freundlichkeit zu sagen: „Sie scheinen mir wirklich nicht ganz wohl zu sein, und ich werde veranlassen, daß ein Arzt zu Ihnen kommt. Verzichten kann ich auf die weitere Vernehmung nicht, aber wenn gerade dieser Punkt Sie besonders aufregt, können wir ihn ja jetzt lassen. Ich werde zunächst ein paar andere Fragen an Sie richten. Wo und wann haben Sie den verstorbenen — ermordeten Baron von Bassow kennen gelernt?“

„Gekannt hab ich den Herrn Baron überhaupt eigentl'ich nicht. Was man so kennen heißt. G'sehn hab ich ihn zweimal in meinem ganzen Leben.“

„Wo war das? Wann und wo sahen Sie ihn das erstmal?“

„Hier in dem Zimmer da, Herr Staatsanwalt.“

Herr von Sieglitz brachte seinen Kopf in eine sehr unbequeme Lage, um den Gefangenen auf etwaige Zeichen der Unzurechnungsfähigkeit hin zu betrachten. Er enthielt sich aber der Kritik über die eben erhaltene, merkwürdig klingende Auskunft und fragte in scheinbar gleichgültigem Tone weiter: „Als Sie den Herrn Baron zum ersten Male sahen — in dem Zimmer hier, war noch sonst jemand zugegen?“

„O ja, der Herr von Breitenbach.“

„So? Und wo haben Sie den Baron von Bassow das zweitemal gesehen?“

In einem Wirtshaus ist das g'wesen, Herr Staatsanwalt, in einem Dorf, nicht weit von hier entfernt. Aber wie's g'heiß'n hat, kann ich nimmer sagen. Ich bin halt wenig bekannt in der Gegend hier. Aber der Herr Baron hat sich im Wirtsgarten drauß'n mit mir niedergesetzt und hat mir zu essen geben lassen und zu trinken auch.“

„Diese Tatsache ist mir von anderer Seite bestätigt worden. Von dem Wirt des fraglichen Gasthauses. Er hat eine ziemlich genaue Personalbeschreibung von Ihnen gegeben. Und wie kam der Herr Baron dazu, sich dort mit Ihnen zu unterhalten?“

„Er hätt' halt eine Auskunft von mir haben mögen.“

„Eine Auskunft? Und worüber?“

Der Gefangene zögerte einen Augenblick und sagte dann in dem grimmigen, haßerfüllten Tone, den er jedesmal bei der Nennung dieses Namens anschlug: „Ueber den Herrn von Breitenbach.“

Der Staatsanwalt machte mit Schultern und Händen eine Bewegung der Ungeduld. „Breitenbach und immer wieder Breitenbach. Man kann Sie fragen, was man will, Sie antworten jedesmal: „Herr von Breitenbach.“ Das macht ja beinahe den Eindruck wie eine fixe Idee. Da wollen wir doch zunächst einmal konstatieren, ob dieser Herr, der eine so große Rolle in Ihren Phantasien spielt, Sie denn in Wirklichkeit überhaupt kennt oder nicht. Gendarm Hoher, gehen Sie einmal hinüber und bitten Sie den Herrn von Breitenbach hierher.“

„O nein, Herr Staatsanwalt, ich tät' schön bitten, lass'n 's den Herrn von Breitenbach nicht daherkommen. Den Menschen, wenn ich ihn noch einmal sehen müßt', — o, tun 's mir das nicht an, Herr Staatsanwalt.“

Mühsam hatte sich Höhenleitner von seinem Stuhl erhoben und seine gefalteten Hände bittend ausgestreckt. Keuchend hob und senkte sich seine Brust.

Aber der Staatsanwalt achtete nicht auf sein Bitten. Er sagte, zu dem Gendarm gewendet, der bei den Worten des Gefangenen an der Thür ein wenig gezaubert hatte:

„Gehen Sie. Rufen Sie Herrn von Breitenbach. Wir wollen Klarheit in die Sache bringen.“

Die Arme sanken dem Gefangenen hinab, die Hände lösten sich auseinander, aber nur um sich gleich zu fäusten zu ballen, die Krampfhaft bebten und zuckten. So bot er ein erbarmungswürdiges Bild von Schwäche, Wut und Verzweiflung zugleich.

Es dauerte nur kurze Zeit, bis Breitenbach in Begleitung des Gendarmen in der Thür erschien. Auf seinem Gesichte war noch immer das Lächeln, womit er den Staatsanwalt begrüßt hatte, und er fragte mit leichtem Ton: „Worin kann ich Ihnen dienen, Herr von Sieglitz?“

„Ich möchte Sie bitten, sich diesen Menschen hier einmal genau anzusehen. Er gibt an, Kaver Höhenleitner zu heißen und früher bei Ihnen in Diensten gestanden zu haben.“

„Gern.“ Breitenbach trat ein wenig näher an den Gefangenen heran, blieb jedoch immer noch einige Schritte von ihm entfernt. Er betrachtete aufmerksam das ihm zugewandte, vom Fenster her hellbeleuchtete Gesicht, aus dem die eingefallenen Augen unheimlich hervorleuchteten, schüttelte dann aber den Kopf. „Nein, Herr Staatsanwalt, ich kenne diesen Menschen hier nicht. Ein Diener des Namens, den Sie nannten, hat in der Tat vor Jahren einmal bei mir in Dienst gestanden. Dieser Gefangene hier ist aber nicht mit ihm identisch.“

„Haben Sie ihn genau betrachtet? Er ist krank und heruntergekommen, — er kann sich verändert haben.“

„Ich bin meiner Sache ganz gewiß. Der wirkliche Kaver Höhenleitner, der meines Wissens in Amerika ist, hat eine Narbe über dem rechten Auge, die bei diesem fehlt.“

Ein erstauntes, verzerrtes Lächeln war zuerst über die noch bleicher gewordenen Züge des Gefangenen gegangen bei den Worten Breitenbachs. Jetzt aber nahmen sie den Ausdruck einer fassunglosen Wut an; sein ganzer Körper begann zu bebten, und er schrie mit heiferer, entstellter Stimme: „Was, verleugnen will mich der Herr? Da muß ich mich dem Herrn wohl a bissel ins Gedächtnis zurückerufen. Ich kenn' den Herrn schon, und ich hab' nichts vergessen von dem, was ich g'wußt hab' und weiß. Auch nichts von dem Meineid, den der Herr von Breitenbach g'schworen hat vor Gericht!“

„Was soll das heißen?“ Streng, aber zugleich ein wenig betroffen tat Herr von Sieglitz die Frage. Breitenbach schwieg und lächelte noch immer, doch dies Lächeln wurde nach und nach von einer kalten Starrheit, als wenn es festgefroren wäre auf seinem Gesicht.

„Das soll heißen, daß der hochedle Herr von Breitenbach daher g'hört, daher an mei' Seit'n, wo die Angellagten ihren Platz haben. Daß er schon lang' das ist, wozu er mich erst g'macht hat, ein Lump und ein Verbrecher!“

„Halten Sie es für angebracht, Herr Staatsanwalt, solchen Unsinn, — solchen Wahnsinn länger anzuhören?“

Mit einem heiseren Lachen in der Stimme tat Breitenbach die Frage. Aber war es der sonderbare Ton seiner Worte, war es der Klang der Wahrheit im Wufschrei des Gefangenen, — der Staatsanwalt warf einen Blick erwachenden Mißtrauens auf den lächelnden Frager und entgegnete: „Der Mann mag sagen, was er zu wissen meint. Es wird Ihnen ja voraussichtlich leicht werden, seine Behauptungen zu widerlegen.“

„Ja, Herr Staatsanwalt, das dürfen's mir nicht verbieten, daß ich Ihnen jetzt sagen tu', was ich weiß. Diener bin ich g'wesen bei diesem Herrn, bei diesem selben Herrn von Breitenbach hier, — acht Jahr sind's g'wesen im vergangenen Frühjahr. Er ist mir kein schlechter Herr g'wesen, ich muß es sagen, wie's ist; und ich hab' ihm darum auch nichts Böses gewollt und hab's Maul gehalten, wie die Sach' mir offenbar worden ist. Das ist nämlich so g'wesen: Eines Morgens, wie ich in der Frühe den Papierkorb ausg'leert hab' im Arbeitszimmer von dem Herrn von Breitenbach, von diesem Herrn hier, wo da vor mir steht, — da hab' ich in dem Papierkorb einen Brief g'funden. Zerrißen war er schon, aber nur so zwei-, dreimal durchg'riss'n in große Stück', wie's die Herrschaften manchmal tun, weil s' nicht daran denken, daß ein Diener gern etwas wissen möcht' von die Heimlichkeiten von seine Herrschaft. Ich aber, ich hab' noch keinen Diener kennen g'lernt, wo solch einen Brief nicht 'rauslaubt aus dem andern Papier und in seine Tasch'n steckt und sauber wieder z'sammensetzt, wenn er Zeit hat und allein ist. Na, so hab' ich's denn auch g'macht. Und ich hab' den Brief ganz gut wieder

„Zammenbracht, daß ich ihn hab' lesen können. Und er ist g'schrieb'n g'wes'n von einem Fräulein Eugenie Neubed, wo ich ganz gut gekannt hab'. Weil ich öfter hab' zu ihr miß'n und Bottschaften hintragen vom Herrn von Breitenbach und Buletter und so dergleichen. In dem Brief im Papierkorb aber hat's g'schrieb'n, wie sie unglücklich wär', und wie der Herr ihr doch versprochen g'hab't hätt', daß er sie heiraten tät; und wie er nun sein Wort nicht hielt. Wo die Sach' aber so läg', da wollte sie nun auch die dreißigttausend Mark wieder haben, wo sie dem Herrn von Breitenbach ein halbes Jahr zuvor g'liehen hätt'. Und um dieses Geld, Herr Staatsanwalt, um diese dreißigttausend Mark hat sich's dann gedreht in dem Prozeß, wo das Fräulein gegen den sauberen Herrn hier angestrengt hat ein paar Wochen danach. Und weil's nichts Schriftliches nicht in Händen g'hab't hat, ist's zum Schwur gekommen, und dieser edle Herr von Breitenbach hat einen Meineid geschworen vor Gott und vor'm Gericht.“

„Erschöpft hielt er inne und hielt sich taumelnd an der Lehne seines Stuhles. Alle schwiegen für einen Augenblick, dann fragte der Staatsanwalt: „Was haben Sie auf diese sonderbaren Beschuldigungen zu erwidern, Herr von Breitenbach?“

Das Vächeln auf dem Gesichte des Befragten war noch starrer und krampfhafter geworden, aber Haltung und Stimme blieben ruhig. „Der arme Mensch ist krank, er phantasiert.“

„Du Lump, du Hund, elendiger!“ Höfenleitner hatte einen Versuch gemacht, sich auf Breitenbach zu stürzen, aber die Gendarmen waren aufgesprungen und hatten ihn gepackt. Röchelnd sank er nun auf den Stuhl. Herr von Sieglitz sagte mit erhobener, drohender Stimme: „Wenn Sie sich Ungehörigkeiten erlauben, werde ich sie fesseln und abführen lassen, bis Ihnen Vernunft und Besinnung zurückgekommen sind.“

„'s ist schon vorüber, Herr Staatsanwalt; 's war nur — aber 's ist schon vorüber. Ich will ganz ruhig sein. Und wo's nun einmal so gekommen ist, möcht' ich's halt los werden vom Herzen. Ich weiß ja so nicht, ob ich noch lang' werd' reden können.“

„Glauben Sie noch Tatsächliches und Sachdienliches mitteilen zu können, so sprechen Sie.“

„Aber ein wenig rasch, wenn ich bitten dürfte,“ warf Breitenbach in hochmütigem Tone ein. „Ich habe keine Zeit, um noch lange diese tollen Erfindungen eines wahrscheinlich vom Trunk zerrütteten Gehirns anhören zu können.“

Der Staatsanwalt ignorierte den Zwischenruf und forderte nur durch eine Bewegung noch einmal den Befragten zum Reden auf.

(Fortsetzung folgt.)

### Frühling im Winter.

Skizze von Georg Persch.  
(Nachdruck verboten.)

In der Nacht ging es wieder in die Schützengräben — der eine hierhin, der andere dorthin.

Da hatte ihn der alte gute Bekannte aus dem Zivilleben und jegliche Kriegskamerad Lindner noch zuvor im Quartier aufgesucht. Er wollte sich etwas erzählen, und kramte nun unermüdetlich in gemeinsamen Erinnerungen.

Wie lag das alles so fern! Ehlerth hörte nur mit halbem Ohre zu.

„Gestern vor zwei Jahren hatten wir unser Kostümfest in der Künstlerklausur. Sie als Montechi oder Kapuletta — einer aus der Sippe Romeo's oder Julias. Ich, in Borahmung kommender kriegerischer Ereignisse, als Wallenstein'scher Arkebusier. Sie wissen doch noch?“

Ehlerth nickte zerstreut.

„Ueberhaupt die Kostüme! War das eine Pracht! Und das Menschengewimmel und die Stimmung! Man wird die Feste der Künstlerklausur zu Hause vermissen!“

„Es geht auch so,“ meinte Ehlerth. „Wenn man sonst nichts zu vermissen hat —“

„Freilich geht's auch so! Es geht alles! Aber unter uns: leid tun mir die Mädels doch, daß sie schon den zweiten Winter nicht tanzen können!“

„Sie werden andere Gedanken haben!“

„Ja doch, ist uns ja bekannt. Immerhin hatte ein Ball in der Künstlerklausur seine Reize.“

„Auf Sie, Lindner, scheint der letzte jedenfalls einen unauslöschlichen Eindruck gemacht zu haben!“

Lindner fühlte den Spott heraus und erwiderte etwas hitzig: „Dat er auch. Und das ist mir erklärlicher, als wenn jemand, der gesund und munter vor einem steht, in bezug auf gewisse Erlebnisse tut, als hätte er schon Letzter getrunken.“

„Seien Sie nur nicht gekränkt,“ besänftigte ihn Ehlerth. „Sie sollen ja recht haben. Aber mir dürfen Sie auch glauben: an vieles, was vor dem Kriege war, erinnere ich mich tatsächlich nur noch dunkel. Und von dem übrigen ist mir mindestens die Hälfte gleichgültig geworden.“

Lindner schüttelte in entschiedener Mißbilligung den Kopf. „Das nämliche hat mir schon mancher der Kameraden gesagt. Man darf es nicht unwidersprochen lassen. Wir werden doch, wenn wir den grauen Rock anziehen, wieder an das Alte anknüpfen müssen, fallen nicht vom Himmel auf die Erde herunter, sondern kehren in das Leben, aus dem uns der Krieg geworden hat, zurück, um wieder darin zu leben. Das wird nur schwerer, wenn man sich vorher herausgedacht, oder, richtiger, herausgeräbelt hat. Nach dieser kleinen Absehwung — und Lindner zwinkerte mit den Augen — an die Vorgänge von damals erinnern Sie sich schlecht, an die Personen vermutlich besser.“

„An welche denn zum Beispiel?“ fragte Ehlerth, belustigt, daß er auf eine neue Gedächtnisprobe gestellt werden sollte.

„Nun, sagen wir mal, an eine hübschliche weibliche Maske.“

„Gab es auf dem Fest nur die eine?“

„Nein, aber es war eine besonders interessante, von weit her —“

Sie meinen doch nicht etwa die kleine Deutschamerikanerin?“ Lindner stieß einen Seufzer aus. „Ich wußte ja, daß Sie die nicht vergessen haben. Und Ihnen, Sie Glücklicher, wird ein ebenso treues Gedenten bewahrt. Wie mir meine Schwester schreibt, hat man unlängst wieder Grüße für Sie über das Weltmeer mitgeschickt.“

„Und die richten Sie mir mit so schmerzlicher Miene aus?“

„Ich soll wohl! Wäre ich damals als veroneischer Prinz, wären Sie als Arkebusier gegangen — vielleicht wäre es anders gekommen!“

Ehlerth mußte lachen. „Beruhigen Sie sich, Lindner — der Prinz hat keine Absichten auf die Dollarprinzessin! Aber die nächste Anstichtskarte aus dem Schützengraben soll sie trotzdem haben.“

„Und dann noch eine und noch eine, von drüben wird geantwortet und zuletzt — Schicksal nimm deinen Lauf! Uebrigens wundern sich auch meine Schwester, daß Sie so selten von sich hören lassen. Die Damen daheim,“ setzte er anzüglich hinzu, „können sich wohl nicht vorstellen, daß einem Her draußen das Gedächtnis schwindet und daß von dem, was darin haften bleibt, einem mindestens die Hälfte gleichgültig ist.“

„Fräulein Gertrud hat mich auch gerade nicht verwöhnt. Schon vor dem Kriege, schon auf jenem Künstlerfeste, als sie mit Tanz auf Tanz abschlus, war ich offenkundig in Ungnade.“

„Ihr Erinnerungsvermögen kräftigt sich zusehends, werter Freund und Kampfgewisse!“ antwortete Lindner und entnahm seinem Notizbuch einen Brief, den er Ehlerth reichte.

„Die letzte schweizerische Post! Etwas für den Schützengraben! Nehmen Sie nur! Es wird Ihnen doch ein Gemüth sein, selbst zu lesen, wie angelegentlich sich Fräulein Jane in Pennsylvania nach ihrem Mitter erkundigt hat. Meine Schwester verbreitet sich ausführlich darüber.“

Ehlerth zögerte. „Aber darf ich denn —“

„Es stehen keine Geheimnisse drin. Wenn Sie ihn mir nur bei Gelegenheit zurückgeben wollen.“

Da nahm Ehlerth den Brief. —

Er las ihn im Graben am nächsten Morgen, nachdem der Feind den üblichen Morgengruß herüberfartätscht hatte, und wieder Ruße eingetreten war.

Nach langen, grämlichen Regentagen schien die Sonne und in den Weidenbüschen unten am Wasser zwitscherten Stare. Sie kümmernten sich nicht um Winter und Fastenzeit, nicht um Kanonendonner und Gewehrgeknatter. Für sie war Frühling und war Friede.

Und die Soldaten legten die dicken Mäntel ab, so warm wurde ihnen in der milden Luft, und horchten nach dem sorglosen Geschwätz der Vögel und dachten auch an Frühling und Friede — Friede nach ruhmvollem Sieg. —

Das war ein Brief, wie ihn Ehlerth nie bekommen hatte. Aus jeder Zeile blickte das Antlitz eines lieben, klugen deutschen Mädchens.

Die Stellen, die von ihm handelten, gefielen ihm am wenigsten. Was die Schreiberin da sagte, klang fast ein wenig gereizt. Und die Sätze über ihn und die Amerikanerin — war Fräulein Gertrud denn eifersüchtig?

Eifersüchtig! Davaus folgte — — und plötzlich verstand er ihr verändertes Wesen ihm gegenüber seit jenem Feste vor zwei Jahren. —

Die Kameraden hatten nicht geglaubt, daß Ehlerth so schreiblustig sein konnte.

In der ganzen dienstfreien Zeit saß er im Unterstande und schrieb und schrieb.

Zehn Seiten für Fräulein Gertrud Lindner.

Dann noch eine kurze Mitteilung für Freund Lindner im Schützengraben vor der zusammengeschossenen Mühle.

Berzichte nochmals und feierlichst auf Fräulein Jane in

Brennschwaben. Habe mich gründlich und für Lebenszeit anders orientiert — in heimatlischer Richtung. Brief von dort gelesen, möchte ihn aber noch behalten zur weiteren Gedächtnis- und Herzstärkung. Habe auch nicht den ersten Gruß nach Amerika gesandt, sondern nach Deutschland, wo man heute nicht an Massenwiele und Künstlerfeste denkt, aber an den Frühling — den herrlichen Frühling, der kommen will und kommen muß. Schon fühlen wir seine Nähe!"

**• Vermischtes.**

• **Berlin zur Zeit des Großen Kurfürsten.** Noch war Köln an der Spree die Residenz, Berlin ein gar geringer Ort. An den hölzernen, bauwürdigen Häusern mit Strohdächern und Schindeldächern standen vollkommene Bäume, rankten Weinstöcke sich hinauf. Wer einen dieser Bäume und Weinstöcke beschädigte, dem wurde die rechte Hand abgehauen. Auf den ungepflasterten, klotigen Straßen liefen ganz ländlich Schweine und andere Haustiere umher. Die Straßen waren so klotig, daß befohlen wurde: „Jeder Bauer, der zu Markte kommt, soll rückwärts eine Kuhreut mitnehmen.“ Für die Erweiterung und Verherrlichung Berlins tat der Große Kurfürst viel. Das halbverfallene kurfürstliche Schloss wurde repariert, wüste Baustellen angebaut. Eine stehende Garnison belebte die Stadt, die Einwohnerzahl stieg von 6000 auf 20 000. Friedrich Wilhelm baute ein zierliches Lusthaus und legte dabei einen damals viel bewunderten Lustgarten nach holländischer Art an. Von ihm und seiner zweiten Gemahlin Dorothea sind drei neue Stadtteile angelegt worden: Friedrichstadt, Friedrichswerder und Dorotheenstadt; sie bildeten die Hauptteile der künftigen Residenz, die nun mächtig zu ihrem Glanze aufstieg. Zur schönen Lindenallee pflanzte die Kurfürstin Dorothea den ersten Baum. Seit 1680 wurden die Straßen nachts erleuchtet. Anfangs ging die Beleuchtung die Reihe herum. Immer aus dem dritten Hause mußte eine Laterne mit einem brennenden Lichte nach der Straße zu ausgehängt werden. Erst einige Jahre später setzte man die Straßenlaternen auf hölzerne Stäbe. Es erließen eine Straßenordnung, in der es hieß: „Wer aus den Höfen und Ställen den Urat auf die Straßen würde, dem solle er vom Gassenmeister wieder ins Haus geworfen werden.“ Jeder Hausbesitzer mußte vor seinem Hause die Straße bis zur Mitte derselben auf seine Kosten pflastern lassen. Wir sehen hier im kleinen, was die Hohenzollern dem Staate im großen gewesen sind. Sie haben den Staat aus dem Zustande der Unkultur und partikularen Zerrissenheit herausgehoben, aus einem Konglomerat von Sonderlandschaften eine staatliche Einheit geschaffen und derselben einen Geist einzuhauchen verstanden. Welcher Anteil dem Großen Kurfürsten daran gebührt, sagte sein großer Nachkomme, wenn er am Sarge desselben ausrief: „Meine Herren, der hat viel getan!“

• **Die rasierenden Pariserinnen.** Nach dem „Matin“ ist ein großer Teil der Damen aus der besten Pariser Gesellschaft in nicht geringer Verlegenheit. Sie stehen vor der Endprüfung als Krankenschwestern, sollen an einer Prüfung auch ihre Fähigkeiten im Rasieren und Haarschneiden vor den Examenherren zeigen, wissen aber nicht, wo sie die unglücklichen Objekte aufreiben können, an deren Häupter sie ihre Hände in dieser Fertigkeit üben könnten. Ja, eine schreibt einen ganz trostlosen Brief: „Mein Mann weigert sich mit aller Energie, mir sein Haupt anzuvertrauen. In der gleichen Lage befinden sich auch die anderen Damen. Kinder habe ich nicht. Meine Vortierleute haben nur eine Tochter. Mein Diener steht an der Front. Ich wandle mich an meinen Freizeit, der mich doch seit Jahren kennt, aber er wagt es nicht, mir die Köpfe seiner Kunden anzuvertrauen.“ Nun ist sie ganz verzweifelt, und in ihrer Trostlosigkeit wendet sie sich an den „Matin“ um Rat. Das Blatt antwortete: „Würden Sie es nicht richtig finden, sich vertrauensvoll an die Zensur zu wenden?“ Fast will es scheinen, als sei um dieses Ratschlages willen die Verlegenheit der Pariser helfenden Damen erst erfunden worden. Denn wer sollte besser schneiden können als die französische Zensur?

• **Der größte vorweltliche Fleischfresser.** Im American Museum of Natural History ist nach einem Berichte der Wochenschrift „Prometheus“ unlängst das Skelett des größten bisher bekannt gewordenen Fleischfressers aufgestellt worden, ein „Tyrannosaurier“ von 16 Meter Länge und aufgerichtet 6 Meter Höhe. Es ist ein Dinosaurier, der gegen Ende der Kreidezeit lebte. Nach Größe und Bau war er ein Extrem seiner Art. Derartige größere pflanzenfressende Kriechreptilien wurden schon in Amerika und Ostafrika in älteren Jurassenen und der früheren Kreide gefunden; dagegen sind die bisher bekannt gewordenen Fleischfresser dieser Art etwa ein Drittel kleiner als das jetzt aufgestellte Tier. Das Skelett bildet eine Figur der Hauptgruppe in der Kreidehalle des New Yorker Museums, die drei Skelette umfaßt und eine Kampfzene aus dunkler, erner Vergangenheit darstellt. Der Tyrannosaurier war ein äußerst mächtiges Tier, lebhaft und schnell in seinen Bewegungen. Er zeigt ferne Verwandtschaft mit Eidechsen, Skrotilen und Vögeln. Wie bei den Vögeln sind seine Knochen hohl; ebenso erinnern seine Hintergliedmaßen in Form und Bauart an die der Vögel. Die langen, kräftigen Hinterbeine hatten den

Körper aufrecht, wobei er durch den langen Schwanz gestützt wird. Die Vorderbeine, die nicht mehr zur Fortbewegung benutzt wurden, sind rudimentär und verkrümmert und dienen zum Fassen und Falten. Der massive Kopf ist ausgerüstet mit 13 dolchartigen Zähnen in jedem Kiefer, die immer von neuem nachwachsen, sobald einer abbrach; der größte ist etwa 12 Ztm. lang. Der Tyrannosaurius war imstande, den Kampf mit jedem Tier seiner Zeit aufzunehmen, und war anscheinend der Herr seiner Zeit. Die Fundstelle der Skelette ist in Montana in der Nähe des Missouri, wo durch Zufall bei der Jagd mehrere große Knochen gefunden wurden. Eine Expedition in diese Gegend brachte das erste derartige Skelett zutage, das mit Dynamit aus hartem Sandstein gesprengt werden mußte, und später wurde in derselben Gegend auch ein weiteres Skelett gefunden.

**Büchertisch.**

— **Der Kunstfreund.** Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde. (Herausgegeben und verlegt von der Vereinigung der Kunstfreunde, Ab. D. Troitsch, Berlin-Schöneberg.) 3. Jahrgang. Nr. 1/2. Inhalt: Fehy Jahre nach dem Kriege 1870/71. Theodor Heuß: Die Politik. August Döppner: Der Roman. Hermann Kienzl: Das Theater. Hugo Duffner: Die Musik. Robert Breuer: Die bildenden Künste.

— **Gemüsebau im Kriegsjahr 1916.** So betitelt sich das soeben erschienene Kriegsflugblatt Nr. 4 der Landwirtschaftskammer für das Großherzogtum Hessen, bearbeitet von Obst- und Weinbauinspektor K. Pfeiffer, 32 in einem Darmstädter Lazarett. Dieses Flugblatt ist für alle geschrieben, Landwirte und Gemüsezüchter, Landfrauen und Stadtfrauen, und ist geschrieben in Berücksichtigung der durch den Krieg gegebenen Verhältnisse. Es zerfällt in einen allgemeinen Teil, in welchem alle für die Kultur selbst wichtigen Gesichtspunkte kurz zusammengefaßt sind, und einen weiteren Abschnitt, in welchem an Hand eines Gartenplanes und zweier Verzeichnisse erläutert wird, wie man ein Stück Land richtig ausnützen kann. Es ist da angegeben, welche Gemüsearten und Sorten Beet für Beet zur Anpflanzung kommen können, welche Düngung sie verlangen, wann und auf welche Abstände sie zu säen und zu pflanzen sind und dergleichen mehr. Das Flugblatt wird kostenlos an alle Interessenten durch die Landwirtschaftskammer in Darmstadt, Allee 6, abgegeben.

— **Kriegsschäden und Kriegsschadenersatz.** Von Hermann Beck, Rechtsanwalt. Geb. 4 M. Oiland-Verlag, Charlottenburg 2. Dieser Veröffentlichung darf man ohne weiteres zuerkennen: sie ist zeitgemäß. Alle Welt steht ja unter dem Eindruck der ungewöhnlichen Leistungen, die das Deutsche Reich in militärischer, finanzieller und organisatorischer Hinsicht vollbringt, trotzdem ihm durch die Lahmlegung seines Außenhandels die Kräfte nicht unerheblich entzogen sind. Der Verfasser entrollt das gesamte Bild dieser mittelbaren und all' der unmittelbaren Schäden, die uns der Krieg verursacht hat, wobei die Deutschen in den Schutzgebieten und die Auslandsdeutschen nicht vergessen sind, auch nicht die Werte im Ausland, die den Deutschen in der Heimat gehören. Bei dieser Betrachtung und bei der Feststellung der Verletzung zum Schadenersatzanspruch (alle wichtigen älteren und neueren Gesetze und Verordnungen sind im Wortlaut eingefügt) verfährt der Verfasser nicht, auch zu sagen, was das Reich und was die einzelnen tun müssen, um das etwa Wieberegommene für die Zukunft zu sichern; und was an dem bestehenden Landes- und Völkerrecht gebessert werden sollte, damit die Welt für alle folgenden Zeiten zuverlässig betreffs des Kriegsschadenersatzes unterwiesen ist. Es sind hiernach nicht nur die Kriegsbeschädigten selbst, die das handliche Buch mit seiner ausgezeichneten Stoffeinteilung begrüßen werden. Auch den Politikern und Volkswirten, wie den Juristen wird es eine willkommene Gabe sein.

**Scherzrätsel.**

Zwei Worte nenn' ich dir inhaltsschwer,  
Kannst oft im Theater sie hören.  
Der Hausfrauen Festtag ist freudeleer,  
Wenn des Kochens Entwicklung sie stören.  
Der Mägdelein Furcht vor den Worten ist groß,  
Auch sind sie der Huden gefürchtetes Los.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

I O P  
g r o  
u ü l  
I g u a n o d o n  
G r ü n u n t e r  
P o l o n a i s e  
d t i  
o e s  
n r o